

DANIEL COHN-BENDIT

mit Patrick Lemoine

Unter den Stollen der Strand

Fußball und Politik -
mein Leben

Kiepenheuer
& Witsch

Aus dem
Französischen
von Frank Sievers



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2020

Titel der Originalausgabe: *Sous les crampons ... la plage*

© Editions Robert Laffont, S.A.S., Paris, 2018

All rights reserved

Aus dem Französischen von Frank Sievers

© 2020, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln,

nach dem Originalumschlag von Robert Laffont

Umschlagmotiv und Autorenfoto: © Georg Kumpfmüller-Jahn

Gesetzt aus der Scala und Neutraface

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05263-3

Inhalt

Probetraining	9
Eröffnungsspiel	16
Aufwärmen	20
Kurze Hosen	27
Mein deutsch-französisches Duo	43
Europa, Europa, Europa	62
Meine Reise um die Welt in fünfundsechzig Jahren	88
Brasilien, mon amour	119
Ein Spiegel der Gesellschaft	145
Das Gift des Geldes	171
Die Frau ist die Zukunft des Fußballs	197
Frankfurter Eintracht	218
Rote Karte für Russland und Katar	230
Ab in die Dusche!	256

Probetraining

Ich bin jetzt fünfundsiebzig.

Und mein Leben war eine einzige lange Reise zwischen Frankreich und Deutschland.

Das hat mit meinen Eltern zu tun, die 1933 Berlin verlassen mussten und nach Paris flüchteten, um dann zu Beginn des Zweiten Weltkriegs in Südwestfrankreich Unterschlupf zu suchen, in

Montauban in der Nähe von Toulouse. Dort

wurde ich im April 1945 geboren, gezeugt in den Wochen nach der Landung der Alliierten in der Normandie. Ich bin also ein Kind der Befreiung und der Freiheit.

Angefangen zu sprechen habe ich schon auf der Entbindungsstation, wo ich zu meinem Vater und meiner Mutter gesagt habe: »In fünfzig Jahren gibt es keine Grenze mehr zwischen Frankreich und Deutschland und auch keine Soldaten, und der Rhein wird ein ruhiger Fluss sein, der beiden Ländern zugleich gehört, ohne sie voneinander zu trennen.« Da wussten meine Eltern, sie haben ein Problem: »Der Junge redet viel zu früh, und vor allem, er redet Quatsch.« Das ist meine Geschichte: der innige Wunsch, das historische Drama der deutsch-französischen Kriege und die Unbilden der

europäischen Vergangenheit zu überwinden, in denen Faschismus, Nationalsozialismus, Stalinismus, Kolonialismus, Imperialismus, Antisemitismus und Rassismus grassierten, Begriffe, die mir allesamt das Blut gefrieren lassen. Ausgehend von diesem Wunsch, war der Motor meines politischen Handelns seit jeher das Bedürfnis, zu versöhnen.

Nur im Sport im Allgemeinen und im Fußball im Besonderen verhalte ich mich unberechenbar und irrational, wenn es um Deutschland geht – was ich auf eine innere Verletzung zurückführe, die mir natürlich nicht im Mutterleib zugefügt wurde, die aber ganz gewiss vom Leid der Flucht vor der Vernichtung und von der verdrängten Angst herrührte, als Jude immer noch verfolgt werden zu können. So bleibt im Grunde meines Herzens bis heute ein Rest dessen, was in mir die besagte Irrationalität ausgelöst hat und manchmal immer noch auslöst, sobald die Rede von der *Mannschaft* ist. *Nobody is perfect*. Aber deshalb ist es jetzt auch wirklich an der Zeit, mit alledem abzuschließen und meine bornierte Haltung gegenüber dem deutschen Fußball abzulegen. Ja, ich kann Ihnen versichern, ich bin auf dem Weg der Besserung. Und ich kann es sogar beweisen!

Als Kind war ich heißblütiger Fan von Stade Reims, das übrigens zweimal gegen Real Madrid im Finale des Europapokals stand. Mit 20, 25 Jahren wechselte ich zu AS Saint-Étienne. Und mit Anfang 30 wurde schließlich die französische Nationalmannschaft unter Platini für mich zum Nonplusultra der Fußballkunst. Nicht Bayern, nicht Deutschland. Heute ist mein Verein, meine Sippe – und nicht erst seit gestern, um ehrlich zu sein –, die Frankfurter Eintracht! Tatsache! Und ich rümpfe auch nicht

mehr die Nase, wenn ich das Team von Jogi Löw spielen sehe ... Meine Einstellung zur deutschen Elf begann sich zu verändern, als das Staatsbürgerschaftsrecht reformiert wurde. Damit konnten auch Einwanderer oder Einwandererkinder in der Nationalmannschaft spielen, was zwar nicht deren Spielweise von heute auf morgen veränderte, aber doch zu einer grundlegenden Wandlung führte. Denn plötzlich war die Nationalelf ein Spiegelbild der Gesellschaft. Und das war schon mal ein großer Schritt, um mich mit dem deutschen Fußball zu versöhnen.

Es gab aber auch noch andere Dinge, die mich dazu bewegten, meine Meinung zu ändern. Wenn man sich etwa die Position des DFB bei den Skandalen in dieser Sportart ansieht, so erkenne ich eine viel klarere Haltung als bei den Verbänden anderer Länder. Hier kommt keiner ungeschoren davon, der einen echten Fehlritt begangen hat. Jeder bekommt die Konsequenzen zu spüren, selbst wenn der DFB manchmal ein bisschen braucht, bis er in die Puschen kommt. Immerhin mussten bis jetzt schon drei Präsidenten abdanken. Und als ans Licht kam, dass Beckenbauer gemauschelt hat, um die Weltmeisterschaft 2006 nach Deutschland zu holen, wurde der über alles erhabene Kaiser in der Öffentlichkeit aufs Härteste attackiert und infrage gestellt. Wenn etwas Ähnliches in Frankreich passierte, hielten alle die Füße still – zum Glück ändert sich auch hier langsam etwas. Ich will damit aber nicht sagen, dass Fußballdeutschland besser ist als Frankreich. Fehler und Missstände gibt es überall. Welche Hierarchien und Machtstrukturen hier herrschen, ist genauso undurchsichtig wie in anderen Ländern. Aber die rechtliche und gesellschaftliche Handhabe dagegen ist größer.

Noch ein anderer Punkt lässt mich den deutschen Fußball heute mit anderen Augen sehen. Journalisten der *Süddeutschen Zeitung* haben in den *Panama Papers* enthüllt, dass Messi einige Dollar an Einnahmen »vergessen« hat, dem spanischen Fiskus zu melden. Dann kam der *Spiegel* mit seinen *Football Leaks* und offenbarte, dass Cristiano Ronaldo, Di María, Falcao, Mourinho, Özil und Pogba, um nur einige zu nennen, sehr viel Geld in Steuerparadiesen geparkt hatten. Ich will damit nicht die deutsche Presse in den Himmel loben, ich will damit nur sagen, dass sie ihre Arbeit macht, sprich: uns informiert. Aus all diesen Gründen kann ich heute guten Gewissens anerkennen, dass der deutsche Fußball seine Qualitäten hat und auch ich ihn respektabel finden darf. Ich verfüre nur noch einen kleinen Rest Skepsis, wenn ich so katastrophale Spiele mit ansehen muss wie zuletzt beim kläglichen Ausscheiden bei der WM 2018 in Russland. So soll dieses Buch auch dazu beitragen, endgültig meine doch leicht kindische Haltung abzulegen, für die es heute wirklich keinen Grund mehr gibt.

Mein verbales Probetraining bietet mir aber auch die Gelegenheit, nicht nur über meine Beziehung zu Deutschland und zu Frankreich zu sprechen, sondern auch über den Einfluss, den der Fußball auf die Gesellschaft haben kann – und umgekehrt. Als Kind galt meine erste »internationale Leidenschaft« der großartigen Goldenen Elf unter Ferenc Puskás, die vier Jahre lang ganz Europa verzauberte und trotz ihrer verpassten historischen Gelegenheit 1954 in Bern noch zweieinhalb Jahre lang die Alte Welt mit ihrer Schönheit beglückte – dank der Spieler von Honved Budapest. Als ich drei, vier Jahre später, mitten in der Pubertät, begriff, was für einen Mut

die Ungarn an den Tag legten, als sie sich gegen den Kreml auflehnten, bevor sie blutig niedergeschlagen wurden, verspürte ich große Bewunderung. Obwohl mir klar ist, dass beides im Grunde nichts miteinander zu tun hatte, gefiel mir die Idee, dass der himmlische Fußball, den Puskás und seine Männer spielten, gut zu diesem wunderbaren Volk passte.

Die gleiche Geschichte wiederholte sich bei der Weltmeisterschaft 1974 mit den herausragenden Polen unter Kazimierz Deyna und Grzegorz Lato, wovon ich noch ausführlicher berichten werde, da ich das erstaunliche Halbfinale im überschwemmten Frankfurter Waldstadion miterlebt habe. Diese begeisternden Polen, die vor Leben, Schwung und Hoffnung strotzten, lehnten sich sechs Jahre später in den Fabriken gegen die eiserne Faust Moskaus auf, die sich über Warschau gesenkt hatte. Wieder war ich voller Bewunderung und sah einen gewissen Zusammenhang zwischen Deyna und Konsorten und den Danziger Hafenarbeitern im August 1980. Aber sehen Sie sich an, wo der ungarische Fußball heute steht – und wie es mit dem polnischen Fußball aussieht, auch wenn sich die Nationalelf mal für eine Welt- oder Europameisterschaft qualifizieren mag. Markante Spuren hinterlässt sie dort jedenfalls nicht mehr. Außer Lewandowski – und das auch nur, weil er seit zig Jahren in Deutschland spielt – wüsste ich keinen Spieler dieses Landes beim Namen zu nennen. Es fällt mir schwer, keinen Zusammenhang herzustellen zwischen der politischen Lage in den beiden Ländern, die mit Orbán und Kaczyński zwei autoritäre Politiker an die Macht gebracht haben, und der Bedeutungslosigkeit, in die ihr Fußball abgeglitten ist. Schlimmer ist es nur noch in Brasilien,

auch wenn es um die Seleção noch ein bisschen besser steht. Die wunderbaren Menschen haben sich von Typen wie Neymar um den Finger wickeln lassen und sich dann einem Bolsonaro in die Arme geworfen, der noch übler ist als die beiden europäischen illiberalen Staatsmänner. Aber auch davon später mehr.

Ich war mein Leben lang hin- und hergerissen zwischen Frankreich und Deutschland. Will heißen: In Deutschland fühle ich mich verpflichtet, die Franzosen zu erklären, in Paris will ich Berlin erklären. Wäre der europäische Integrationsprozess weiter fortgeschritten, hätte ich mir das sicher sparen können. Aber ich mache mir nichts vor: Was das betrifft, stehen wir noch ganz am Anfang. Wir müssen Geduld haben. Nehmen wir nur Frankreich: Nach der Revolution von 1789 brauchte es über hundert Jahre, bis ein demokratischer Nationalstaat entstand. Auch die Deutschen sind durch schlimme historische Phasen gegangen, die sie selbst verschuldet haben, ehe sie mehr oder weniger freiwillig die Schutzimpfung der Demokratie schluckten – der Besatzung der Alliierten sei Dank. Oder: Die Französinnen mussten hundertsechzehn- und fünfzig Jahre warten, um wählen zu dürfen, bis 1945, während die deutschen Frauen schon 1918 das Wahlrecht erlangten. Sieht man sich nun alle die verschiedenen Aspekte an, in denen sich die europäischen Staaten zum Teil stark unterscheiden, versteht man vielleicht, warum es so lange dauert, ein neues demokratisches Modell für eine neue Europäische Union auszuarbeiten.

Hin- und hergerissen war ich auch, weil es mir lange sehr viel leichterfiel, von dem begeistert zu sein, was in Frankreich gut funktionierte, als von dem, was in Deutschland besser war. Aber auch in dieser Hinsicht bin

ich wohl rationaler und gerechter geworden – selbst wenn ich über den Sieg der *Bleus* in Moskau mehr gejubelt habe als über den WM-Titel der *Mannschaft* vier Jahre zuvor in Rio. Aber nur, weil er mehr meinem Temperament entsprach. Ich fälle damit kein Urteil über die spielerische Qualität. Natürlich hatte Deutschland mit seiner gut geölten Präzisionsuhr und dem herausragenden Neuer im Tor den Pokal verdient. Aber mich hat der Fußball dieser jungen Bande von Franzosen, die nicht nur Spieler, sondern zugleich Rapper waren, einfach viel mehr mitgerissen. Das pure Vergnügen!

Doch jetzt will ich versuchen, objektiver zu sein und Deutschland gerechter zu betrachten. Denn die Deutschen sind eine große Fußballnation, nicht nur im Sport selbst, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Die Vereine werden streng und effizient geführt, einfach vorbildlich. Hier gibt es keine finanziellen Exzesse wie in Frankreich, Italien, Spanien oder England. Keiner lebt über seinen Möglichkeiten, und es gibt ein effektives Kontrollsysteem. Zum Beispiel zahlen in Deutschland nicht die Vereine für ihre Spieler die Steuern. Das wäre hier ethisch einfach unvorstellbar.

Kurz und gut, als ich vor ein paar Jahren anfing, mir über all das Gedanken zu machen, kamen mir so einige Fragen und Zweifel. Auch weil Ingrid, meine Frau und die Mutter unseres Sohnes Bela, manchmal meine Positionen übertrieben fand. Irrational und bar jeder Objektivität. Da habe ich begonnen, meinen Fall aufzuarbeiten. Und heraus kam dieses Buch, mein vollumfängliches »Geständnis«.

Eröffnungs- spiel

Warum »Unter den Stollen liegt der Strand« und nicht mehr »Unter dem Pflaster liegt der Strand«? Ironie? Verleugnung? Viele werden sagen, das sei bei mir nicht das erste Mal. Als liberalsozialer Öko habe ich für viele Revolutionschäler schon vor Langem »die Seiten gewechselt«.

Natürlich leugne ich 68 nicht. Aber es ist das eine, diese Zeit als eins der großen Ereignisse in meinem Leben in Erinnerung zu behalten, und das andere, zu meinen, es wäre das einzige große Ereignis gewesen. Ich sage immer, wer nur einen solchen Moment in seinem Leben gehabt hat, ist arm dran. Das ist wie beim Sex. Wenn es nur beim allerersten Mal schön war, ist das traurig. Deshalb will ich mein Schicksal nicht auf eine Zeit reduzieren, in der ich dreiundzwanzig Jahre alt war. Zumal ich schon sehr früh am »Gedenken« und an Debatten zu 68 teilgenommen habe: ein Jahr nach dem Mai 68, zwei Jahre, fünf Jahre, zehn Jahre, zwanzig Jahre ... Aber vor zehn Jahren habe ich dann in einem Buch – *Forget 68* – erklärt, dass 1968 vorbei ist. Ich sage da unter anderem, dass sich die Welt verändert hat und man sich

nicht mehr ständig auf diese Zeit beziehen kann, um die heute notwendigen Reformen, Veränderungen, vielleicht sogar Revolutionen zu erkennen und anzugehen, damit die Welt sich weiterdreht.

Zudem habe ich beschlossen, nicht mehr oder nur noch selten an Happenings zu 68 teilzunehmen, zuletzt im Herbst 2017, als die Wut wieder hochkochte, weil die französische Regierung den Mai 68 für sich zu ver einnahmen versuchte. Da haben die aufrechten Linken gleich protestiert: »Der Präsident darf 68 nicht für sich in Anspruch nehmen, 68 gehört den Linken, der Revolte.«

1968 war für Frankreich eine historische Zäsur. Ein Teil der Jugend stand auf, um ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen, und ein Großteil der Arbeiterklasse streikte für bessere Lebensbedingungen und höhere Löhne. Die klassischen politischen und sozialen Institutionen tau melten, aber letztendlich fielen sie nicht. Für mich hatten die tollen Maïtage eine persönlich tief greifende Konsequenz. Ich wurde als »Rädelsführer« des Landes verwiesen und musste erneut den ungeliebten Weg von Paris nach Frankfurt beschreiten. Erst später erwies sich diese »Vertreibung« als nicht so schlimm, wie ich es anfangs befürchtet hatte. Aber das ist eine andere Geschichte.

Jeder kann und darf zu 1968 intelligente Dinge von sich geben oder darauf schimpfen. Dieser Mythos ist niemandes Eigentum. Aber ich habe das Gefühl, dass ich nichts Neues mehr dazu beitragen kann.

Insofern war es mir ein großes Vergnügen, fünfzig Jahre danach etwas zu tun, was wohl niemand von mir erwartet hätte: ein Buch über Fußball zu schreiben. Dieser Sport ist neben der Liebe und der Politik meine dritte Leidenschaft. Als mir ein Journalist anlässlich meiner

täglichen Sendung auf Europe 1 zur Euro 2016 die Idee zu diesem Buch unterbreitete, war ich sofort Feuer und Flamme.

Der Fußball lässt sich nicht auf einen Sport für »Spießbürger« reduzieren, der auf einem grünen Feld ausgetragen wird. Er ist Teil unserer Kultur, kann sogar Kunst sein, er ist ein gesellschaftliches und manchmal sogar politisches Phänomen – und wenn er »unpolitisch« ist, dann kann auch das politisch sein. All das hat mich fünfundsechzig Jahre lang begleitet, weshalb man dieses Buch als eine Art Autobiografie über Bande bezeichnen könnte. Eine einfache Geschichte, im Gegensatz zu den »echten« Autobiografien, die meist doch nur viel zu kompliziert sind. Wobei ... ganz so einfach ist es auch wieder nicht. Denn im Laufe der Jahre haben viele durchaus komplexe Umstände meinen Blick auf den Fußball geprägt: meine Eltern, aus Deutschland geflohen, verfolgt, ohne Sinn für Sport, meine ersten Lebensjahre, geboren in Montauban, staatenlos, von der Mutter verhätschelt und von Anfang an ballverliebt. Mein Engagement, meine Brüche, meine doppelte Kultur, meine Freundschaften – letztlich hat alles dazu beigetragen, dass sich die Geschichte meines Lebens und ein Teil der Fußballgeschichte miteinander verwoben haben und immer wieder aufeinandergeprallt sind. All das wollte ich mir gern noch einmal ins Gedächtnis rufen, verstehen und analysieren, indem ich in meiner Vergangenheit kramte und Fußballerinnerungen aus über sechs Jahrzehnten hervorholte.

Dabei gibt es eine Erinnerung, die mich zugegebenermaßen besonders bewegt: um sich aus dem autoritären Korsett der traditionellen Klubs zu befreien, hat mein Sohn Bela seinen eigenen Fußballverein gegründet, den

FC Gedesding. Dort spielen heute etwa dreißig Spieler aus einem Dutzend Nationen, darunter auch syrische Geflüchtete, seit 2018 gibt es eine E- und eine A-Jugend und seit 2019 eine Frauenmannschaft. Und das alles *just for fun*. Ein selbst verwalteter Verein unter Mithilfe einiger »Papas«. Toll, oder?

Wäre ich Trotzki gewesen, hätte ich meinem Buch den Titel gegeben: »Fußball und Revolution«, Mao Tse-tung: »Glücklich wie ein Ball im Wasser«, Churchill: »Fußball ist der schlimmste Sport mit Ausnahme aller anderen«, JFK: »Fußball öffnet Grenzen«, de Gaulle: »Es lebe der freie Fußball«.

Und wäre ich der »kleine Emmanuel Macron«, dann hätte dieses Buch wohl den Titel erhalten: »Droit au but«, »Direkt aufs Tor« – das Motto von Olympique Marseille, seinem Lieblingsverein.

Aufwärmen

Nein, ich wurde nicht am 22. März 1968 in Nanterre geboren, wie es zum fünfzigsten Jubiläum von 68 oft hieß. Und ich habe auch nicht am Mittwoch, dem 4. April 1945 in Montauban das Licht der Welt erblickt, wie meine Geburtsurkunde es ausweist.

Sie werden staunen: Ich behaupte, schon neun Monate früher »auf die Welt gekommen« zu sein, um den 6. Juni 1944 herum, als die Landung der Alliierten in meinen Eltern die Hoffnung weckte, die Tragödie könne womöglich bald ein Ende haben.

Als deutsche Juden hatten sie in den Wochen nach Hitlers Machtergreifung im Januar 1933 Berlin verlassen und waren nach Paris gegangen. Aber zu Beginn des Zweiten Weltkriegs im September 1939 wurde mein Vater Erich von den Franzosen festgenommen, weil er Deutscher war. Obwohl ihm die Nazis seine Nationalität aberkannt hatten. Daraufhin ist meine Mutter Herta mit meinem vierjährigen Bruder Gabriel – Gaby – nach Montauban gezogen, fünfzig Kilometer vor Toulouse.

Nachdem meinem Vater die Flucht aus dem Internierungslager gelungen war, kam er zu ihnen, und sie

haben sich bis zum Ende des Sommers 1942 um jüdische Kinder gekümmert, deren ausländische oder staatenlose Eltern sich nicht versteckt hatten und von der französischen Polizei verhaftet worden waren. Als Festnahmen auch in der Nähe von Toulouse zunahmen, sind meine Eltern untergetaucht; sie wohnten bei Freunden oder Fremden oder flüchteten in den Wald, wenn die Lage zu bedrohlich wurde. Gaby fand Zuflucht bei einer Architektenfamilie in Moissac in der Nähe von Montauban. Dort besuchten ihn meine Eltern ab und zu. Wirklich wieder vereint waren die drei aber erst nach der Befreiung der Region Toulouse im August 1944. Im Sommer 1945 sind sie dann wieder nach Paris zurückgekehrt, mit einem kleinen Baby auf dem Arm, das Marc Daniel hieß.

Zwei oder drei Monate später, in Cailly-sur-Eure in der Nähe von Évreux, etwa sechzig Kilometer westlich von Paris, haben meine Eltern die Leitung der Colonie Juliette übernommen, einer Einrichtung, die Waisenkinder jüdischer Deportierter aufpäppelte. Dort muss wohl, sowie ich laufen konnte, mein Fußballreflex eingesetzt haben: Immer wenn ich einen Ball sah, trat ich mit dem Fuß dagegen, während die anderen Kinder ihn mechanisch mit den Händen aufnahmen.

1948 haben wir uns endgültig in der französischen Hauptstadt niedergelassen. Da war ich drei Jahre alt. Meine Mutter hatte an einer jüdischen Schule mit Internat in Boulogne-Billancourt unweit des Parc des Princes eine Stelle als Wirtschaftsleiterin bekommen. Vier Jahre später sah sich mein Vater gezwungen, nach Deutschland zurückzukehren, weil er in Frankreich seinen Anwaltsberuf nicht ausüben konnte. Seine Zeugnisse wurden dort nicht anerkannt. Also zog er nach Frankfurt. Und wir

waren wieder getrennt. Doch dank seiner Leidenschaft für das Recht konnte er die Wunden und die Trauer gegenüber dem Land überwinden, das den Naziterror geboren hatte und aus dem er vertrieben worden war.

In Paris wohnten wir am Square Léon Guillot im 15. Arrondissement mit Blick auf die Rue de Dantzig: acht Gebäude mit sieben Stockwerken rund um einen gepflasterten Innenhof, auf dem wir Kinder spielten. Wir wohnten in einer kleinen Zweizimmer-Wohnung. Das erste Zimmer – das »vordere«, wie wir sagten – war gleichzeitig Wohnzimmer, Esszimmer und das Schlafzimmer meiner Mutter und meiner Großmutter; Gaby und ich schliefen im zweiten Zimmer. Anfangs gab es noch kein warmes Wasser. Um uns zu waschen, mussten wir Wasser auf einem Kocher erhitzen. Und einmal in der Woche gingen wir in ein Volksbad in der Rue de Vouillé, wo man baden und duschen konnte. Das Gebäude steht nicht mehr, nur die heute denkmalgeschützte Fassade ist noch erhalten.

Meine Schulen waren laizistisch. Nach der Vorschule in Boulogne ging ich in die Grundschule in der Rue Olivier de Serres bei uns um die Ecke. Am Donnerstag – dem damals schulfreien Tag – habe ich meine Mutter immer zu ihrer Arbeitsstelle begleitet, und im Park des jüdischen Gymnasiums École Maïmonide begann meine »Karriere« als Fußballer. Die »Großen« hatten mich als ihr Maskottchen auserkoren, und ich durfte mit ihnen spielen. Da muss ich sechs Jahre alt gewesen sein.

Vor allem aber gab es dort einen Mann, der mich mochte und der schnell erkannte, dass ich mit großer Begeisterung Fußball spielte. Pascal war an der Schule das Mädchen für alles. Die gute Seele. Mir kam er sehr alt vor, was er vielleicht gar nicht war. Nachdem er als Republika-

ner 1939 vor den Franquisten aus Spanien geflohen war, wurde er in Frankreich festgenommen und in ein Lager bei Rivesaltes in der Region Languedoc gesteckt. Aber er konnte fliehen und schloss sich der Résistance an.

Letztlich war er es, der mir das Sportvirus im Allgemeinen und das Fußballvirus im Besonderen eingeimpft hat.

Einmal bot er meiner Mutter an, mich zu einem Spiel im Parc des Princes mitzunehmen, der damals noch ganz anders aussah. Das Stadion wurde im Herbst 1967 abgerissen, neu gebaut und im Frühjahr 1972 wiedereröffnet. Die Tribünen hinter den Toren trugen aber schon damals den Namen »Boulogne« und »Auteuil«. Man saß auf langen Betonbänken ohne Rückenlehne; das Feld war von einer 450 Meter langen Radrennbahn aus rosafarbenem Zement und mit erhöhten Kurven eingefasst. Hier endete damals die Tour de France.

Der Racing Club de Paris und der Stade Français – kurz: le Racing und le Stade – trugen hier sonntags ihre Heimspiele aus, und wenn die Topmannschaften der 1950er Jahre kamen, Stade Reims, OGC Nizza oder der LOSC – Lille –, war das Stadion ausverkauft. Das »große Spiel« begann um 15 Uhr, vorher gab es aber noch das sogenannte »lever de rideau«, das Eröffnungsspiel, sodass sich der Vorhang schon um 13 Uhr öffnete.

Gleich nach dem Mittagessen, das ich herunterschlang, stand Pascal vor der Tür, und wir fuhren mit dem Autobus 62 bis zur Porte de Saint-Cloud. Nach zehn Gehminuten waren wir dann endlich an der »Boulogne«-Kurve, zu der Kinder in Begleitung Erwachsener zu Meisterschaftsspielen freien Eintritt hatten.

Als ich zehn Jahre alt war, erlaubte mir »Tricotie« – die »Strickliesel«, wie die Schüler meine Mutter nannten,

weil sie für die Kinder immer Schals strickte –, allein in den Parc zu gehen, wenn Pascal nicht mitkommen konnte. Vor dem Stadion kuckte ich mir jemanden aus, der mir sympathisch erschien, und schwor ihm, dass er keinen Eintritt zahlen müsse, wenn er mich als seinen Sohn ausgebe. Meistens funktionierte das! Wobei ich den einen oder anderen auch beschämte, der so freundlich war, das arme »verlassene Küken«, für das ich mich ausgab, unter seine Fittiche zu nehmen.

Ja, beschämte, denn wenn ich ein Fußballspiel ansah, benahm ich mich ziemlich unzivilisiert. Auch heute, vor dem Fernseher, bin ich immer noch wie das kleine Kind im Stadion. Sobald angepfiffen wird, bin ich mitten in »meinem« Spiel, ich gestikuliere, springe auf, setze mich, brülle, protestiere. Ich spiele Trainer, gebe den Spielern »meiner« Mannschaft Anweisungen, beschimpfe sie, wenn sie einen Pass nicht kriegen oder ihnen der Ball verspringt, und drohe, sie auszuwechseln, wenn sie nicht besser spielen. Kurz, ich bin unerträglich, ein »Irrer«. Und ich gebe zu, selbst mit Mitte siebzig kann ich mich immer noch nicht beherrschen!

Aber es kommt noch schlimmer: Manchmal trete ich sogar, ohne es zu bemerken, gegen einen gar nicht vorhandenen Ball. Und wenn ich im Stadion sitze, kriegt es die Rückenlehne vor mir ab. Bela, der jetzt dreißig ist, findet das wahnsinnig lustig, genau wie seine und meine Freunde. Der Mann, der vor sechzig Jahren meine Tritte in den Rücken bekam, allerdings weniger ... Nach dem zweiten oder dritten Tritt drehte er sich zu meinem »Ad-aptivvater« um und beschwerte sich: »Können Sie Ihrem Blag bitte sagen, dass es damit aufhören soll? Das nervt, und es tut weh!«

Im Herbst nahm mich Pascal immer mit zum Critérium des As, einem Radrennen, das Mitte September auf der Pferderennbahn Longchamp am Rand des Bois de Boulogne veranstaltet wurde. Alle Stars nahmen daran teil, Rik Van Steenbergen, Fausto Coppi, Ferdy Kübler, Louison Bobet. Dort hatte ich mein erstes Erweckungserlebnis, als ich Jacques Anquetil sah, der zu einem der Sportidole meiner Jugend wurde. Ich erinnere mich noch wie gestern an die Bilder des Duells zwischen Anquetil und Raymond Poulidor beim Anstieg zum Puy de Dôme, das war allerdings schon viel später, bei der Tour de France 1964.

Als ich klein war, verfolgte ich die Tour nur im Radio und in *France-Soir*. Die Pariser Tageszeitung hatte mehrere Ausgaben – bis zu neun pro Tag, wenn es viele Neuigkeiten gab wie nach dem 13. Mai 1958, als Charles de Gaulle an die Macht zurückkehrte – und aktualisierte dazu immer die Titelseite. Besonders ausgefallen waren die Comiczeichnungen, die über die ganze Seite gingen und im Laufe des Nachmittags die jeweilige Position des Fahrers mit dem Gelben Trikot, seiner Rivalen und des Hauptfelds zeigten.

Mit elf Jahren kam ich aufs Gymnasium, in die sechste Klasse des Lycée Buffon im 15. Arrondissement, wo Roland Barthes unterrichtete und das auch Jean-Luc Godard und Alain Robbe-Grillet besucht haben. Meinen redegewandten Bruder und seinen Freund Laurent Terzieff kannten dort fast alle. Ich selbst fand zwei, drei gute Freunde, und einer von ihnen überredete mich, mit zum CAP zu gehen, dem Fußballverein Cercle Athlétique de Paris – rotes Trikot und rote Socken, blaue Hose –, der damals in der zweiten Liga spielte, aber 1920 die *Coupe de France* gewonnen hatte.

Das Trainingsgelände lag am anderen Ende der Stadt, ein riesiges Areal mit unzähligen Fußball- und Rugbytoren mitten im Bois de Vincennes; sein Spitzname war – und ist immer noch – »Pershing«, weil es an ein Stadion mit 20 000 Plätzen angrenzte: 1919 gebaut und inzwischen abgerissen, war es nach dem Oberbefehlshaber der US-Truppen im Ersten Weltkrieg benannt.

Aber nach einer Saison hörte ich wieder auf, obwohl mir CAP im Parc des Princes an einem spielfreien Wochenende mein größtes Glück als junger Fußballer bescherthattet. Da mein Verein das Eröffnungsspiel vor der Begegnung Racing gegen Saint-Étienne bestritt, waren wir als Balljungen auserkoren worden. Ein Traum!

Das reichte für mich aber nicht, um am Ball zu bleiben. Pershing war einfach zu weit weg von daheim, für jedes Training musste ich zwei Stunden Bus fahren; außerdem war ich zu klein und nicht kräftig genug und wurde dementsprechend selten aufgestellt. Ja, schon damals wurden bei Wettbewerben vor allem die Großen und Kräftigen auf den Platz geschickt. Eine schlechte Manier, die sich leider bis heute fortgesetzt hat.

Wenn ich heute an all das zurückdenke, glaube ich, dass ich auch deswegen aufgehört habe, weil mir diese Vereinsmeierei nicht gefiel. Ich möchte es noch nie, irgendwo Mitglied zu sein. Weder in einer Partei – außer den Grünen – noch in einem Fußballverein. Ohne es zu wissen, war ich wohl schon als Elfjähriger ein Anarchist.

Ich war sechs, sechseinhalb, als ich Jimmy, einem Freund meines Bruders, über den Weg lief. Er stand unten in unserem Mietshaus vor dem Aufzug, und ich hatte mir gerade die neue *L'Équipe* gekauft, die einzige französische Sportzeitung, die täglich erschien.

»Was willst du denn damit, Dany, du kannst doch gar nicht lesen!«, sagte er zu mir, als wäre ich der letzte Hinterwäldler.

»Das stimmt! Aber ich versteh alles!«, erwiderte ich, ohne zu überlegen, sturzbeleidigt.

Im Gegensatz zu meinem Vater, den Sport nicht interessierte, fand ich das alles schon früh sehr aufregend. Und ich entwickelte zu dieser Pariser Sportzeitung eine fast sentimentale Beziehung, die bis heute anhält: Wenn ich in Frankreich bin, kaufe ich sie mir jeden Morgen, in Frankfurt, sobald sie in die Läden kommt.

Zwei oder drei Jahre später, im November 1953, war ich wieder einmal in mein Lieblingsblatt vertieft. An einem Donnerstag. Fast die gesamte Titelseite galt Frankreichs Sieg über die Republik Irland, durch den sich das Team für die Weltmeisterschaft 1954 qualifiziert hatte:

Kurze Hosen

zugegeben eine gute Nachricht, aber so richtig interessiert hat sie mich nicht ... Mir war vielmehr die Schlagzeile ins Auge gesprungen, die sich über alle acht Spalten noch über dem Kopf der Zeitung erstreckte: »25. November 1953: das (offizielle) Ende der englischen Vorherrschaft im Fußball«. Am Abend zuvor hatte Ungarn die Engländer in deren eigenem Land, in London, gedemütigt. Eine umso größere Leistung, als seit dem Bau des Wembley-Stadions 1923 keine einzige Nation vom Festland dort einen Sieg erringen konnte. Das war bis dahin nur Schottland gelungen, 1928.

Das fiel mir auf, denn obwohl ich keine Ahnung hatte, wie gut Ungarn Fußball spielte, und das Land nur sehr vage auf der europäischen Landkarte verorten konnte, meinte ich dank meiner Lektüre der *L'Équipe* zu wissen, dass der Fußball eine urenglische Angelegenheit war. Irgendetwas passierte da also gerade!

Als ich die begeisterten Artikel der beiden Sonderberichterstatter las, begriff ich, wie mitreißend und effektiv das Spiel der Magyaren sein musste.

Dieser Triumph hat mich dermaßen beeindruckt, dass ich ihn als allererstes Sportereignis auf der Festplatte meines Gedächtnisses gespeichert habe. Instinktiv wurde ich in diesem Augenblick Fan einer legendären Mannschaft: der Goldenen Elf unter Kapitän Ferenc Puskás.

Kein Ausweis großer Raffinesse, das will ich gern zugeben, aber so ist eben manchmal das Leben: Ich habe immer schon zu den Besten gehalten. Im Sport war ich immer für die Stärksten, die dank einer perfekten Kombination aus Talent, Intelligenz, Arbeit und Ausdauer ihre Ziele durchsetzen.

Dabei sollte dieser Sieg für mich, ohne dass ich es

ahnte, sechs Monate später in meinen ersten sportlichen Liebeskummer münden. Was für ein Schock!

Anfang der 1950er Jahre war der Besitz eines Fernsehers in Frankreich noch ein echtes Privileg. Nur die Reichen hatten ein Gerät: Auf dreiundvierzig Millionen Einwohner kamen 100 000 Fernseher. Es konnten also nur wenige das Dutzend Spiele der Weltmeisterschaft 1954 verfolgen, die zum ersten Mal von der Eurovision übertragen wurde. Gaby und ich mussten uns die Bilder im Kopf vorstellen, während wir aufs Radio starrten. Aber das war für mich kein Problem. Ich war es ja gewohnt.

Ein wuchtiger holzverkleideter Röhrenempfänger – Transistorradios kamen in Frankreich erst sieben oder acht Jahre später auf – stand bei uns an einem prominenten Platz im Wohn- und Esszimmer. Die Stimme des Kommentators drang aus dem beigefarbenen Webstoff, und in der Mitte waren auf einer Skalenscheibe alle Städte der Welt verzeichnet, in die man auf den Radiowellen reisen konnte. Wenn ich sonntags nicht in den Parc des Princes oder ins Pershing ging, hörte ich von 15 bis 18 Uhr »Sports et musiques« auf Paris Inter, wo alle zehn Spiele der ersten Liga übertragen wurden sowie zwei, drei Spiele der Rugbymeisterschaft und ein, zwei Basketballspiele. Im Winter kamen dann noch Skilanglauf und Abfahrt hinzu, im Frühling die Radrennen oder Leichtathletikwettbewerbe. Das Lied im Vorspann, »La Marche des sports«, sang André Dassary, ein Baske, der 1941 das berühmte Stück »Maréchal nous voilà« aufgenommen hatte, die symbolische Hymne des Vichy-Regimes unter Marschall Philippe Pétain, dem »Sieger« der Schlacht von Verdun 1916.

Und so verbrachte ich den Nachmittag mit Georges Briquet, dem Studiomoderator der Sendung. Ein mutiger

Mann, Pionier der Live-Berichterstattung Anfang der 1930er Jahre, der sich im Krieg weigerte, mit Nazisold weiter für Radio Paris zu arbeiten, und in den Widerstand ging. Er wurde verhaftet und saß zwei Jahre im Konzentrationslager Dachau. Nachdem er das Lager schwer gezeichnet überlebt hatte, kehrte er zurück und nahm seinen Beruf wieder auf, ohne je über diese Zeit zu sprechen.

Für die Zuhörer war der Mann eine Ikone, für seine Kollegen ein Held. Er besaß ein umfangreiches Wissen über Fußballgeschichte und wusste stets das Neueste, war präzise, warmherzig, ohne kumpelhaft zu sein, begeisterungsfähig ohne Hurrapatriotismus, sodass man das Gefühl hatte, direkt neben ihm am Spielfeldrand zu stehen. Wer ihm zuhörte, hatte das Spiel förmlich vor Augen. Selbstredend würde er es sein, der Gaby und mich für achtzehn Tage in die Schweiz entführte, wo Puskás und seine Männer haushohe Favoriten auf den Weltmeistertitel waren.

Die ersten siebzehn Tage sind der reinste Spaziergang für die Ungarn, die pure Freude. Erst überrollen sie in ihrer Gruppe Südkorea und machen die BRD dem Erdboden gleich. Dann setzen sie sich im Viertelfinale gegen Brasilien durch und besiegen im Halbfinale auch noch Uruguay.

Als ich am Sonntag, dem 4. Juli 1954 aufwache, sind es nur noch ein paar Stunden bis zum Finale, und ich kann mir nicht vorstellen, dass meine Idole eine Niederlage kassieren werden. Seit über vier Jahren haben sie kein einziges ihrer neunundzwanzig Länderspiele verloren – und jetzt treten sie gegen die Deutschen an, die zwar in der ersten Runde eine empfindliche Niederlage erlitten, sich aber trotzdem bis ins Finale gekämpft haben.

Im Laufe des Vormittags stimme ich mich auf das Spiel ein, das um 17 Uhr im Berner Wankdorstadion angepfiffen wird.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, woran es lag, jedenfalls fing die Sache schon schlecht an: Ich verpasste den Anfang der Übertragung! Und obwohl mich Gaby beruhigte, als ich heimkam – »läuft wie geschmiert, wir führen 2:0« –, hatte Deutschland zehn Minuten später den Spielstand egalisiert. Seine *Remontada*, wie man heute sagen würde.

Für uns folgte ein Ritt durch die Hölle; immer deutlicher »sah« ich in meinem Kopf, wie Puskás, Hidegkuti, Kocsis und Czibor gegen das Tor von Turek anrannten, ohne einen weiteren Treffer zu landen, und immer größer wurde meine Befürchtung, das Spiel könne ein schlechtes Ende nehmen.

Genau das geschah. Zehn Minuten vor dem Ende schießt Helmut Rahn, der damals bei Rot-Weiß Essen unter Vertrag stand, vom Rand des Strafraums aufs Tor. Gyula Grosics, der ungarische Torwart, wirft sich in die Ecke, rutscht jedoch mit dem Standbein im Matsch aus und verfehlt den Ball um zehn Zentimeter. Damit ist Deutschland Weltmeister! Hätte man das Spiel zehn Mal wiederholt, Ungarn hätte zehn Mal gewonnen. Doch ausgerechnet an diesem Tag verloren die Magyaren das Spiel ihres Lebens.

Ich war am Boden zerstört, untröstlich, von einem Gefühl der Ungerechtigkeit übermannt. Und trotzdem: Dieser Sonntag war die Geburtsstunde meiner irrationalen Fußballleidenschaft. Allerdings brauchte ich Jahrzehnte, bis ich mir eingestehen konnte, dass Fußball schlicht und einfach manchmal ungerecht ist – mit Sicher-

heit der einzige Mannschaftssport, bei dem in einem von hundert Spielen wider Erwarten David gegen Goliath gewinnt. Oder wo der Außenseiter mit einer Gewinnchance von 1:20 den haushohen Favoriten schlägt. Das widerfuhr zum Beispiel dem herausragenden Team der Niederlande im Finale der Weltmeisterschaft 1974 gegen die BRD und, auf einer anderen Ebene, der großartigen französischen Nationalmannschaft mit Platini, Giresse, Tigana und Rocheteau, die bei der Weltmeisterschaft 1982 in Sevilla ebenfalls gegen die BRD verlor. Der Grund dafür war denkbar einfach, wie wir dank des berühmten Bonmots von Gary Lineker wissen, des großen englischen Stürmers und Torschützenkönigs der WM 1986: »Fußball ist ein einfaches Spiel: 22 Männer jagen 90 Minuten lang einem Ball nach, und am Ende gewinnen immer die Deutschen.«

Im kollektiven Gedächtnis der Bundesrepublik Deutschland ist der Sieg von 1954 einer der beiden Grundpfeiler ihrer Identität; der zweite wird durch die ersten positiven Auswirkungen des Wirtschaftsaufschwungs – die fast zur gleichen Zeit zum Tragen kommen – und die daraus resultierende zunehmende Stärke der D-Mark gelegt.

Immer mal wieder sieht man im deutschen Fernsehen Bilder des »Wunders von Bern«. Dabei ist die Berichterstattung, wie ich gerechterweise sagen muss, sehr objektiv, da auch die kleinen Ampullen nicht unerwähnt bleiben, die in der Umkleide der Nationalelf gefunden wurden (damals sprach man noch nicht von der »Mannschaft«). Nur dass keiner sagen konnte, was sich in den Ampullen befand. Erst ein paar Monate später wurde festgestellt, dass damals fast alle Weltmeister Opfer einer schweren »Gelbsuchtepidemie« geworden seien ...

Für die Verherrlichung des Sieges gegen Ungarn gibt es zwei Gründe.

Zum einen war Deutschland seit 1945 nachvollziehbarerweise aus der internationalen Gemeinschaft ausgeschlossen. So wurden deutsche Athleten vom Internationalen Olympischen Komitee 1948 nicht zu den Olympischen Spielen in London zugelassen, und die FIFA verweigerte der BRD die Teilnahme an der Qualifikation zur Weltmeisterschaft 1950. Insofern trug dieser Sieg auch dazu bei, Deutschland wieder in die Schar der Nationen einzugliedern. Durch den Sieg in einem sportlichen Wettbewerb – das Symbol schlechthin für Gewaltfreiheit – wurde das Land wieder gesellschaftsfähig. Und die Deutschen konnten sich sagen: »Jetzt sind wir keine Aussätzigen mehr.« Was umso leichter fiel, als sich Europa und die westliche Welt im Kalten Krieg einen neuen Erzfeind gesucht hatte. Diesmal waren es die »Roten«: die UdSSR mit ihrem Vorposten im Westen, der Deutschen Demokratischen Republik.

Der zweite Grund hat mit dem Status dieser zwei- und zwanzig »tapferen Männer« zu tun. Da es damals in Deutschland noch keine Profifußballer gab, gingen alle Spieler einem Beruf nach. Schufteten sie auch vielleicht nicht in den Bergwerken im Saarland oder den Fabriken des Ruhrgebiets, so galten die Jungs doch mehr oder minder als Proleten. Insofern konnten sich ihre Mitbürger, die seit neun Jahren die Ärmel hochkrempten, um das zerstörte Land wiederaufzubauen, gut mit ihnen identifizieren.

Im Laufe der nächsten Tage, Wochen und Monate milderte sich allmählich mein »Unglück von Bern«, sodass ich die Weltmeister vier Jahre später in Schweden schon

eher als »Experte« denn als Fan verfolgte. Das lag vor allem daran, dass meine sagenhafte Goldene Elf von 1954 nicht mehr existierte, da drei Schlüsselspieler – Puskás, Kocsis und Czibor – nach der Niederschlagung des Ungarischen Volksaufstands von 1956 durch die Russen in den Westen abgewandert waren. Immerhin hatte sich die Mannschaft trotzdem qualifiziert, doch war ihrem Spiel die Erhabenheit abhandengekommen.

Auch von den Franzosen war im Vorfeld der WM 1958 keine Rede. Mich bekümmerte das nicht. Ich mochte die Mannschaft zwar gern, was aber vor allem an den sechs Spielern aus Reims lag – zu denen noch Raymond Kopa hinzuzuzählen war, der mittlerweile bei Real Madrid spielte – und weniger an ihrem Niveau, das in den Vorbereitungsspielen alles andere als glänzend war.

Obwohl ich im Parc des Princes mit dem Racing Club groß geworden bin, haben erst Ungarn und Stade Reims die Freude an jener mitreißenden Spielweise in mir geweckt, die mich noch heute in Wallung bringt. Und das, obwohl ich als Kind nie die erste Mannschaft sah und kaum mehr als zwei- oder dreimal die zweite. Aber die Begegnung, die ich bis an mein Lebensende nicht vergessen werde – so sehr erschütterte sie mich –, ist das Hinspiel im Viertelfinale des Europapokals im Parc des Princes, wo Reims seine europäischen Gegner empfing.

Da ich am nächsten Tag schulfrei hatte, erlaubte mir meine Mutter an diesem Mittwochabend, Pascal zu begleiten, sodass ich in den Genuss meines ersten Flutlichtspiels kam. Zwei Wochen vor Weihnachten 1955, was für ein großartiges Geschenk!

Der Gegner hieß Vörös Lobogó, ein Verein aus Budapest, für den Hidegkuti, Lantos und Zakariás spielten,

drei der Halbgötter von »Wembley 53«. Ihnen gegenüber standen Spieler, die bald meine neuen Ikonen sein würden: Jonquet, Kopa, Bliard, Glovacki und Konsorten.

Die magische Beleuchtung und der überragende Fußball von Reims betörten mich. An diesem Abend begriff ich, was »schön spielen« bedeutet. Drei Wochen später zog Reims durch ein Unentschieden in einem außergewöhnlichen Rückspiel ins Halbfinale ein; und im April löste es durch einen ungefährdeten Sieg gegen Hibernian Edinburgh sogar das Ticket fürs Finale. Dort war Reims dann Real Madrid mit einem Tor unterlegen, woran ich mich kaum erinnere, obwohl das Spiel in Paris stattfand. Vermutlich habe ich es wieder einmal am Radio verfolgt.

Die Farben Rot und Weiß von Stade Reims hatte ich also jetzt in mein Herz geschlossen, während sich meine Begeisterung für das blaue Trikot noch in Grenzen hielt. Das lag wohl daran, dass ich in Paris zwar sehr glücklich war, aber doch früh begriffen habe, dass ich kein Franzose, sondern staatenlos war. Da meine Eltern ursprünglich so bald wie möglich in die USA auswandern wollten, wohin schon die mit ihnen befreundete Philosophin Hannah Arendt gezogen war, hatten sie meine Geburt in Montauban nicht den Behörden gemeldet, um in New York Komplikationen zu vermeiden. Doch dann blieben wir in Frankreich, und als sie sieben oder acht Monate später aus ihrem »Dornröschenschlaf« erwachten, war es zu spät, sodass ich die Staatsbürgerschaft des Landes, in dem ich geboren war, nicht mehr annehmen konnte.

In den Tagen vor dem Auftakt zur Weltmeisterschaft am 8. Juni 1958 in Stockholm erfuhr ich aus der *L'Équipe* alles, was man über die Favoriten wissen muss, über Brasilien, Schweden, Deutschland, die UdSSR und Jugoslawien.

Zwei Wochen vor Beginn des Turniers bezogen die *Tricolores* – damals nannte man sie noch nicht *Les Bleus* – im Gastgeberland ihr Quartier. Die französische Presse traute ihnen so wenig einen Erfolg zu, dass sich die Sportzeitung sogar in Humor versuchte. Eine Überschrift lautete: »Das französische Team: Wer zuerst kommt, geht zuerst ...«

Tja, so war das also schon vierzig Jahre, bevor Zidane und die Equipe Tricolore 1998 Weltmeister wurden.

Allerdings dauerte es nicht lange, bis Kopa und seine Truppe die Sache umdrehten und die Fußballwelt mit ihrem fabulösen Spiel verzauberten: fünfzehn Tore in den ersten vier Spielen – allein sieben durch Just Fontaine¹ –, sodass Frankreich völlig unerwartet ins Halbfinale vordrang!

Dieses Match, das an einem Mittwoch um 19 Uhr angepfiffen wurde, habe ich im Fernsehen verfolgt – vor einem Elektrogeschäft bei uns um die Ecke in der Rue de la Convention, wo ich mir die Nase am Schaufenster platt drückte. Der Laden ließ während der Übertragung seine Fernseher weiterlaufen, so wie es noch am Morgen *L'Équipe* empfohlen hatte. Trotz meiner dreizehn Jahre war ich nicht gerade groß, aber ich hatte mich irgendwie bis ganz nach vorn durchgedrängelt; Massen von Menschen waren versammelt, da die Fernsehgeräte in den Wohnzimmern immer noch ähnlich rar gesät waren wie vier Jahre zuvor.

Dieses Halbfinale gegen Brasilien begann gar nicht schlecht. Zwar hatte Vavá gleich zu Beginn getroffen, aber

¹ Er schoss insgesamt dreizehn Tore und ist bis heute der beste Torschützenkönig aller Zeiten bei der Endrunde einer Weltmeisterschaft.